

Mama's Holdchen.

Skizze aus einem Kinderleben von Josephine Siebe.

Nun war die zarte, blasse Mutter ihrem schon früh verstorbenen Gatten nachgegangen, und der lange Junge stand wie betäubt an ihrem Totenbett. So jäh hatte das Schicksal sein glückliches Kinderleben zerstört, und hülflos, rathlos ließ er alles über sich ergehen; eine namenlose Angst lag in seinen Kinderaugen, als er an dem Grabe stand, er fühlte es nur wie eine dumpfe Ahnung, wie arm er geworden war. — Er kam zu Verwandten ins Haus, er wurde zwar ohne sonderliche Wärme aufgenommen, aber doch in Bezug auf Außerlichkeiten wie ein Sohn des Hauses behandelt, und doch war es ihm, als sei er in eine fremde Welt versetzt worden. Daheim bei der Mutter war alles klein und einfach gewesen, hier in dem reichen Hause der Verwandten war alles groß — weit und elegant; doch in den kleinen Stuben der Mutter hatte sich der lange Junge frei und sicher bewegt, hier in den weiten Sälen stieß er überall an, er war unsicher und verlegen, und seufzend fand seine Tante, daß er doch ein recht häßlicher Junge sei. — Wirklich hübsch war er nicht, früher als Kind hatte er durch seine Lieblichkeit alle entzückt, und die Eltern hatten in ihrer Zärtlichkeit für ihn den Namen „Holdchen“ gefunden. In dem letzten Jahr aber war er so rasch gewachsen, Fröhe und Hände waren viel zu groß, seine Bewegungen erinnerten an die Ungeheuerlichkeit eines jungen Jagdhundes. Wenn Frau Elvira auf den Nerven stand, dann wanderten ihre Blicke immer vor ihm fort zu ihren eigenen Kindern. Ilse und Nora, ihre Töchter, waren trotz ihrer neun und zehn Jahre schon richtige kleine Damen, sie hatten ebenso ruhige, weiche nichts sagende Gesichter wie die Mutter, dieselben blonden, glatten Haare und farblosen Augen, sie bewegten sich ebenso fleißig und abgemessen und hatten gerade wie die Mutter eine unendliche Wichtigkeit mit ihrer Toilette. Wenn sie mit Fräulein Braun, ihrer Erziehlerin, spazieren gingen, dann schritten sie so korrekt einher, gerade wie zwei auf Draht gezogene Puppen.

Der Junge, der da herausgerissen war aus dem Armen der Mutter, aus jener warmen, wohligen, kleinen Welt, wo alles so weich, so voll Liebe gewesen war, so durchsonnt von Herzensgüte in der er immer noch das Holdchen genannt wurde, trotz seiner langen Glieder und seiner ungeschickten Hüftigkeit, empfand diese tüble, stille Ruhe der neuen Heimath wie eine Last. Hier hieß er Richard, das Holdchen war mit der Mutter ins Grab gesunken, und als die dumpfe Betäubung, das angstvolle Staunen der ersten Wochen sich gelegt hatte, überkam ihn eine unendliche Sehnsucht nach Wärme. Oft weinte er wild und ungestüm nach der Mutter, und dann padte es ihm manchmal auf und ließ zur Tante, und legte seinen struppigen Kopf an ihre Brust, Frau Elvira sah dann etwas unangenehm erfaunt, auf und strich flüchtig mit ihrer weichen, festen Hand über sein heißes Gesicht: „Du darfst nicht so unmanierlich sein, Richard“, sagte sie, und das „Richard“ klang scharf und kühl, kein Liebeston zitterte darin nach.

Dann ging er, beschämt, verlegen, zwei — dreimal war er gekommen, dann wagte er es nicht mehr. Bei dem Onkel hatte er gar nicht den Versuch einer Annäherung gemacht und bei Ilse und Nora hatte er so wenig Glück wie bei der Mutter. Sie lachten mitleidig über die Spiele, die er versuchte, und als er einmal im Garten eine Schneeballschlacht mit ihnen beginnen wollte, liefen sie weinend zu ihrer Erziehlerin, die ihm streng sein Betragen verwies. An diesem Abend erhielt er von seiner Tante einen scharfen Verweis, sie nannte ihn einen Flegel, und Ilse und Nora rückten bei Tisch weit von ihm ab. Er wurde verwirrt, die allgemeine Mißbilligung machte ihn verlegen und in seiner Ungeheuerlichkeit stieß er die Weinschale um und der rothe Strom ergoß sich auf Noras Kleid. Im nächsten Augenblick fühlte er einen heftigen Schlag. Er sah das zornige Gesicht seiner Tante vor sich, sie schalt ihn so, wie er noch nie in seinem Leben gescholten worden war, und er mußte das Zimmer verlassen, und wurde auf drei Tage vom Tisch verbannt. — In der Einsamkeit seines Zimmers stürzten ihm die Thränen aus den Augen, er weinte wild und lebensschafflich, er fühlte förmlich nach seiner Mutter, ja er zürnte ihr fast, daß sie von ihm gegangen war. — Von dem Tage an wurde er trotzig und verschlossen, er fühlte, daß man seine Liebe für ihn hegte und das verbitterte ihn. Er bemühte sich sogar so unmanierlich wie möglich zu sein, er hatte eine Art Freude daran, wenn er sah, wie seine Tante sich über sein lautes Weinen entsetzte und die wohlgezogenen Cousinen ihn ängstlich mieden. Offenen Widerstand wagte er nicht, das weiche, gleichmüthige Gesicht der Tante bannte ihn förmlich, aber wenn er dem Bild ihrer kalten, blauen Augen entronnen war, dann kam der heimliche Zorn zum Ausbruch, dann krachte er die Thüren, dann stampfte er die Treppen auf und ab, zuletzt wurde er

förmlich erfinderisch im Ausfinden neuer Unarten. Dabei sah ihm heimlich im Herzen der dumpfe Schmerz, diese unverständene Sehnsucht nach Liebe, und da niemand im Hause ihm nur ein wenig Liebe zeigte, suchte er Trost bei seinen Schulkameraden. — Da war einer darunter, ein schmächtiger, blonder Junge, mit einem runden, rofigen Gesicht, wie ein Mädchen sah er aus, und etwas Fartés, Schüchternes lag auch in seinem Wesen. Halb schön, halb bewundernd sah ihn Richard immer an, er wagte es kaum, sich diesem zu nähern, er hatte nie viel mit Kameraden gespielt, seine Mutter war sein bester Freund gewesen, und in dieser Kameradschaft zwischen Mutter und Sohn hat ein Dritter nicht Platz gehabt. — Ein gemeinsamer Spaziergang mit dem Blondkopf förderte die Freundschaft. Dieser war ziemlich weidlich, er hatte etwas Angst vor der bärenhaften Stärke Richards, die bereits in der Klasse gefürchtet war, er hielt es daher für gerathen, die ihm offen dargebotene Freundschaft anzunehmen. Nur anzunehmen, weiter ging er nicht, er gab nichts, und Richard in seiner ehrlichen, läppischen Gesundheit empfand dies gar nicht, er war glücklich, einen Freund zu haben, rückhaltlos vertraute er diesem alles an, selbst seine dumme Sehnsucht nach dem verlorenen Kindernamen sagte er ihm und hat ihn: „Nenn mich doch manchmal Holdchen!“

Er war kein Menschenfeind, der lange Junge, sonst wäre ihm das verächtliche Zucken um die Lippen des anderen aufgefallen, dieser rasierte den Boden suchende Blick. Vollkommen erfüllt von dem Glück seiner neuen Freundschaft merkte es Richard nicht, wie seine Kameraden ihn manchmal lächelnd ansehnen, wie sie tuschelten, wenn er vorbeiging, er hörte nicht das halb laut geflüsterte Wort, bis er eines Tages unbetummelt in die Klasse trat, da hallte es ihm entgegen, spöttisch, höhrend „Holdchen“. Der lange Fritz, der, den er vor kurzem im Ringkampf besiegte, hatte es gerufen.

Erst begriff es Richard gar nicht, verwirrt sah er um sich, überall lachende Gesichter und da — sein Freund, das seine Gesicht verlegen zu Boden gewandt, da wurde es ihm klar, jener hatte ihn verarscht, man hatte über ihn gelacht, gespottet. Nun rief es wieder, von allen Seiten klang es: „Holdchen, Holdchen!“ — Der Gehörnte schrie auf vor Zorn, bleich, vor Wuth zitternd, stürzte er sich auf den, der ihm am nächsten stand, er hieb auf ihn ein, wie ein Wahnsinniger, da padte ihm eine kräftige Hand, aber er riß sich los, teuflend mit geballter Faust schlug er blindlings um sich. — Ein Schrei gellte durch die Klasse, und wie im Nebel sah Richard plötzlich das blutige Gesicht seines Klassenlehrers vor sich. — Wie gelähmt sank ihm die Hand herab, willenlos ließ er sich fortführen und in ein leeres Klassenzimmer sperren, dort lag er in dumpfer Betäubung, bis in Begleitung mehrerer Lehrer sein Onkel ihn holen kam. Er hatte keine Antwort auf alle Fragen, stumm ließ er die Strafbänke, alles über sich ergehen, es machte ihm kaum Einbruch, daß ihm verkündet wurde, er würde aus der Schule gewiesen.

Die Verwandten waren entsetzt über sein Betragen, er wurde in sein Zimmer verbannt und wie ein Pestkranker gemieden, er sollte Zeit haben über seine Schuld nachzudenken. Er dachte auch immer daran, und er, der nie einem Thier hatte etwas zu Leide thun können, sah immer voll Grauen das blutende Gesicht seines Lehrers vor sich, manchmal auch das rofige Mädchengesicht des falschen Freundes, und dann erstichte immer die Wuth seine Reue. Brennend gern wäre er zu dem Lehrer hingegangen, denn er hatte ihn gern gehabt, nur wenn er allein mit ihm gewesen wäre, hätte er auch den Wuth gefunden, ihn um Verzeihung zu bitten, aber man verlangte von ihm, er solle es öffentlich vor den anderen Lehrern thun, da weigerte er sich, da siegte wieder der Trost. — Man brachte ihn in eine Erziehungsanstalt; so eine Art Zucht-haus im Kleinen, der Ruf eines Kaufhölzlers ging ihm voran, und da er in seinem unverständenen Weh schweigend alles über sich ergehen ließ, nannte man ihn verstoßt. — In seiner Kindheit hatte er sich fast stantzenloser Freiheit erfreut, die Hand der Mutter war so weich gewesen, daß er es gar nicht empfand, wie sie ihn leitete, und nun war er gefangen, stand unter fortwährender Aufsicht, viel schlimmer noch als bei den Verwandten. Wie das freigelebene Thier sich gegen die Anedhischkeit wehrt, so wehrte er sich.

In einer Nacht brach er aus! — Ohne Vorbereitung, ohne überhaupt zu wissen, wohin er wollte, nur aus dem Gefühl heraus, frei sein zu müssen, stand unter fortwährender Aufsicht, viel schlimmer noch als bei den Verwandten. Wie das freigelebene Thier sich gegen die Anedhischkeit wehrt, so wehrte er sich.

Man fand ihn blutüberströmt am Boden liegend, und der Arzt zuckte die Achseln: „Rettung giebt es nicht und — es ist ja wohl auch nicht schade um ihn.“ Als letzte Leidensstation öffnete sich das Krankenhaus für den Jungen. Eine freundliche, alte Schwester pflegte ihn, in den wenigen schmerzreichen Stunden, die ihm noch beschieden waren. Sie hatte ein gutes, mildes Gesicht, und dem Kranken, dem sich die Sinne verwirrten, erschien sie wie eine Mutter. Unaufhörlich flüsterte er: „Mutter komm doch!“ „Mutter geh nicht fort.“ Und einmal, als sich die Schwester über ihn neigte, sah er sie seltsam forschend an und dann murmelte er: „Mutter, sag doch mal Holdchen!“

Eine Erinnerung kam der Schwester, die ergraut war im Leiden der Menschheit, die Erinnerung an eine ferne, schöne Zeit, da ein lieber Mund ihr einen weichen, kindlichen Namen gegeben, und erschütterte neigte sie sich über das Bett des Kranken: „Mein Holdchen“, sagte sie weich und noch einmal: „Holdchen!“ — Ein glückliches Lächeln verklärte das hagere Jungengesicht, aufstehend legte er den Kopf zur Seite und schlief ein. — Das letzte Wort, das ihm nachklang aus dieser Welt, war doch noch der Rosenname der Mutter gewesen.

Herbst. Novellistische Skizze von A. N. u. l. d. A. K. u. s. e. Die Kleine war reizend — ohne Frage — lustig wie ein Vöglein und hübsch wie eine taufrische Rose. Felix Heimburg aelteste, daß sie ihm sehr, sehr wohl gefalle. Nach vor drei Jahren, als er noch Literaturlehrer an der höheren Mädchenschule war, da hatte er das hochbegabte fünfzehnjährige Kind weiter nicht beachtet — ein Radfaher wie alle anderen — das ist der Standpunkt des Schulmannes, wie er sein sollte. Namentlich aber dann, wenn er als ständlicher, sehr hübscher und äußerst eleganter Mann von 37 Jahren täglich den Blicken von amanzia schwarzen, blauen oder grauen, zum Theil schelmischen Augenpaare als Zielscheibe dient! Und alle ohne Ausnahme schwärmten sie für den Herrn Literaturlehrer, der so gar nichts — Schulmeisterthätigkeit an sich hatte.

Man fand ihn blutüberströmt am Boden liegend, und der Arzt zuckte die Achseln: „Rettung giebt es nicht und — es ist ja wohl auch nicht schade um ihn.“ Als letzte Leidensstation öffnete sich das Krankenhaus für den Jungen. Eine freundliche, alte Schwester pflegte ihn, in den wenigen schmerzreichen Stunden, die ihm noch beschieden waren. Sie hatte ein gutes, mildes Gesicht, und dem Kranken, dem sich die Sinne verwirrten, erschien sie wie eine Mutter. Unaufhörlich flüsterte er: „Mutter komm doch!“ „Mutter geh nicht fort.“ Und einmal, als sich die Schwester über ihn neigte, sah er sie seltsam forschend an und dann murmelte er: „Mutter, sag doch mal Holdchen!“

Eine Erinnerung kam der Schwester, die ergraut war im Leiden der Menschheit, die Erinnerung an eine ferne, schöne Zeit, da ein lieber Mund ihr einen weichen, kindlichen Namen gegeben, und erschütterte neigte sie sich über das Bett des Kranken: „Mein Holdchen“, sagte sie weich und noch einmal: „Holdchen!“ — Ein glückliches Lächeln verklärte das hagere Jungengesicht, aufstehend legte er den Kopf zur Seite und schlief ein. — Das letzte Wort, das ihm nachklang aus dieser Welt, war doch noch der Rosenname der Mutter gewesen.

Herbst. Novellistische Skizze von A. N. u. l. d. A. K. u. s. e. Die Kleine war reizend — ohne Frage — lustig wie ein Vöglein und hübsch wie eine taufrische Rose. Felix Heimburg aelteste, daß sie ihm sehr, sehr wohl gefalle. Nach vor drei Jahren, als er noch Literaturlehrer an der höheren Mädchenschule war, da hatte er das hochbegabte fünfzehnjährige Kind weiter nicht beachtet — ein Radfaher wie alle anderen — das ist der Standpunkt des Schulmannes, wie er sein sollte. Namentlich aber dann, wenn er als ständlicher, sehr hübscher und äußerst eleganter Mann von 37 Jahren täglich den Blicken von amanzia schwarzen, blauen oder grauen, zum Theil schelmischen Augenpaare als Zielscheibe dient! Und alle ohne Ausnahme schwärmten sie für den Herrn Literaturlehrer, der so gar nichts — Schulmeisterthätigkeit an sich hatte.

Nun ist das aber ganz anders — nun hat er vor etwas länger als zwei Jahren ganz unerwartet eine recht beträchtliche Erbschaft gemacht — man spricht von einer halben Million — nun hatte er seinen Herzenswunsch verwirklicht und sich als Privatdozent für deutsche Literatur und Weltgeschichte an der Universität habilitieren können, und sie, die Kitth Reichert, war nicht mehr seine Schülerin — sein Radfaher mehr, sondern eine junge Dame.

Er besah sich im Spiegel. — Nicht übel. Das Auge blickt immer noch in idealer Begeisterung für alles Höhe und Edle, die sein und doch energisch geschulten Gesichtszüge waren noch immer von ungewöhnlicher Schönheit — nur durch die braunen Haare des Hauptes und des sehr starken Schnurrbartes zogen sich manche Silberfäden. Aber was wollte das sagen — man ist so alt wie man aussieht — und er sah nicht alt aus — entschieden nicht — deshalb kam auch der Altersunterschied nicht in Betracht.

Vier Wochen war sie nun bereits wieder aus der Pension zurück und man machte ihr nicht schlecht den Hof. Aber er war sicher, daß keiner von all diesen Strebern und Mitgiftjägern irgend welche ernstlichen Absichten hatte. Denn wenn der Vater auch Landbesitzer und Vermögensdirector war, so meinte Gott — Vermögen war überhaupt nicht viel vorhanden gewesen und der Rest war für Repräsentation drauf gegangen. Das sehr hübsche Gehalt aber wurde bis auf den letzten Pfennig verbraucht. An der Erziehung der Tochter war nichts gespart, ein Sohn war Referendar — der andere Offizier — man kennt das.

Und wirklich schien es auch, als ob Kitth sich nichts aus all diesen faden Schwärmern machte, daß sie ihm allein ein erhöhtes Interesse entgegenbrachte. Mit ihm pflog sie erste Gespräche, mit ihm sprach sie von Schiller, Goethe und Schatepeare, daß alle Salonliden die Nase rümpften und die Unterhaltungen zwischen den beiden bereits „das Kolleg“ getauft hatten.

Er mit einem einzigen unterließ sie sich noch gern, und das war sein Neffe, der einzige Sohn seiner älteren Schwester, Dr. Hubert Stranz, ein junger, auffallend hübscher Arzt an der chirurgischen Universität. Aber so viel er hatte hören können, war es nur ein harmloses Geplauder — und was sollte es auch sonst sein. Eifersüchtig lag ihm, dem Privatdozenten, Dr. Felix Heimburg, völlig fern. Außerdem wäre die Geschichte zwischen den beiden völlig hoffnungslos gewesen. Hubert war arm — er hatte die Mutter früh verloren und den Vater nach eben beendetem Universitätsstudium. Hubert hatte bei dessen Tode wenige tausend Mark geerbt, deren Zinsen — z. T. sogar das Kapital — ausgeben mußten, wenn das Affektengeld nicht ausreichen wollte. Aus Rathen war also nicht zu denken. Hubert brauchte eine reiche Frau und Kitth einen wohlhabenden Mann — das war ganz klar, und das mußten die beiden auch selber sahen. Kitth werde auf ihre noblen Passionen nicht verzichten wollen und das brauchte sie als

seine Frau ja nicht. Denn zu den Zinsen seines hübschen Vermögens kamen auch noch die ansehnlichen Kollegienelder, er las drei Kollege zu vier Stunden wöchentlich und eines zu zweien — und alle waren sie schon nach dem ersten Semester überlaufen gewesen! Das bischen „Herbst“ auf seinem Haupte würde also nichts schaden. Er war entschlossen, sich sobald als möglich zu erklären.

Die Thür wurde hastig geöffnet und herein stürzte ein hochgewachsener, blonder junger Mann. „Guten Morgen, lieber Onkel, verzeih, daß ich Dich zu so ungelegener Zeit überfalle — aber ich muß Dir ein wichtiges Geschäft machen.“ „Na, na — Herbst, was ist denn los? Sey' Dich wenigstens erst und dann sage mir in aller Ruhe, was es eigentlich giebt?“ „Onkel, wirst Du mich aber auch nicht auslachen? Ich liebe Kitth Reichert — und ich glaube, ich werde von ihr wieder geliebt — aber — was ist Dir denn nur, Onkel?“ „Mir? — Nichts — gar nichts! Aber sagst Du nicht, Du glaubst, Du werdest von Kitth wieder geliebt?“ „Aberdenn, Onkel, so sagte ich.“ „So hast Du Dich ihr noch nicht erklärt.“ „Onkel — wie käme ich denn dazu — ich, der ich noch nichts bin und nichts habe?“ „Bravo, mein Junge — Du bist nichts und hast nichts — Du sollst erst noch was werden. Und wenn Du Dir als junger Arzt eine Praxis suchst, dann mußt Du die Sorgen der ersten Jahre allein tragen — oder, Du mußt Dich so einrichten, daß Dich diese Sorgen nicht erreichen — d. h. Du mußt eine reiche — eine reiche Frau nehmen. Gott ja — ich glaube Dir ja, daß der Verzicht Dir zuerst weh thun wird — allein Du mußt verzichten — das bist Du Dir und Kitth schuldig. Glücklich werdest Du nicht, denn Sorgen treiben die Liebe aus dem Hause — das weißt Du ebentogut wie ich. Und nun entschuldige mich, mein Junge, ich muß ins Kolleg.“

Gesenktes Hauptes ging der junge Arzt von dannen. „Der Anariff wäre abgefallen — und nun bald zu ihr!“ sagte sich Dr. Felix Heimburg. Als er Kitth wieder sah, da fand er sie nachdenklich — ja niedergeschlagen. Er drang in sie, ihm zu sagen, was ihr fehle — er hoffe doch, er besitze ihr Vertrauen und würde sich bemühen, das auch zu verdienen. „Ach ja“, sagte sie endlich nach einigem Zögern, „ich habe Vertrauen zu Ihnen — unbegrenzt — wie zu einem Bruder — oder zu einem Vater.“ Felix durchzuckte es, aber sie merkte es nicht und fuhr fort: „Ein junger Mann liebt mich, ich weiß es genau, aber er wagt nicht zu sprechen, weil er noch nicht auf eigenen Füßen steht — und ich — ich liebe ihn wieder — aber ich kann es ihm doch nicht sagen!“ „Und wer ist's?“ „Dr. Hubert Stranz — Ihr Neffe!“ So war Felix noch nie zu Muthe gewesen. Aber schon am anderen Tage hatte er sich darin gefunden, daß es bei ihm jezt „Herbst“ war.

Er schrieb an seine Bank und überwies seinem Neffen für die nächsten drei Jahre eine sehr reichliche Jahresrente — später werde er ja doch alles bekommen! Das Telefon. De Besichtigungstag für die Artilleriebrigade war angebrochen. Graun in grau gemalt erstrahlte der Himmel, in eintönigem Plätschern fiel der Regen auf die Wellblech- und Zangwerbaraden, und nicht das kleinste blaue Fiedchen ließ eine Verbesserung des Wetters an diesem so hochwichtigen Tage erhoffen, an dem der kommandirende General von Donnersberg sich von der Schießausbildung dieser Brigade überzeugen wollte. Sorgenreicher blickten die Hauptlinge nach den Zielen, die im grauen Nebel kaum erkennbar waren, trotzdem der Scheibenanführer wahrer Scheunenthore für das Besichtigungsgeschehen hin gebaut hatte; mühsam blickten die Leutnants auf ihre nach und nasser werdenden Bandoliere und Waffenträger und überlegten in Gedanken, wie viel sie dafür aus der Offizierunterstützungskasse herauszuschlagen könnten. Frierend und läbel gelaunt standen die Kanoniere neben den Geschützen. Ihnen graute vor dem Geschüpreigen bei diesem Hundewetter.

Am meisten Sorgen aber lasteten auf dem Gemüth des Obersten von Senheim. Eine Besichtigung bei solchem Wetter, wo Erzellenz so schon sehr empfindlich war, wie sollte das enden! Im Geisse sah er sich bereits im Zylinder in einem Pensionopolis des Deutschen Reiches. Nervös wandte er sich an den hinter ihm haltenden Regimentsadjutanten Oberleutnant Hoflers: „Nicht wahr, Hoflers, die Elvira steht doch ganz sicher beim Schiefen? Denn wenn Erzellenz mit dem gestellten Pferde nicht zufrieden ist, dann können wir was erleben!“ Die Elvira steht wie ein Voltigierbock beim Schiefen, sie ist ja das rühmliche Pferd der ersten Batterie.“ erwiderte der Gefraute.

Jetzt kam der Kommandirende mit dem Brigade-Kommandeur herangeritten. Sein rundes Gesicht strahlte vor eitel Wohlwollen, und der Oberst atmete erleichtert auf. Denn erstens hatte Erzellenz gut gelaufen, dann war der Kaffee heute früh schön stark und heiß gewesen, ganz so, wie er ihn liebte, und ferner sah die Elvira, ein kleiner, bieder Goldfisch, im strahlenden Glanze nagelneuen Zaum- und Sattelzeuges geradezu blendend schön aus. Erzellenz war bis jezt so zufrieden, daß der Regen seine gute Laune nicht trüben konnte. Er begrüßte den Obersten und beehrte die aufgefahrene Batterie, es war die vierte, mit einem „Guten Morgen, erste Batterie.“ sich an dem laut gebrüllten militärischen Gegengruße „Guten Morgen, Euer Erzellenz“ erfreuend.

Der Brigadefeldwebel stellte dann die Schießaufgabe, und Erzellenz sah mit Vergnügen dem Plagen der Schrapnell- und dem emigren Hin- und Herspringen der Kanoniere zu. Aber plötzlich hatte etwas seine Aufmerksamkeit erregt. Er wandte sich an den Obersten: „Ah, Herr Oberst, die Telefonleitung geht jezt bis in die Feuerstellung, wie ich sehe; funktioniert sie gut?“ „Zu Befehl, Euer Erzellenz, vorzüglich.“ „So, so, Sie können also von hier mit allen Ständen sprechen?“ „Zu Befehl, Euer Erzellenz.“ „Das muß ich doch mal selbst probiren!“ Erzellenz sah ab und ging, vom Stabe begleitet, an die Telefonstation, während das edle Schlachtroß schnell durch Deden gegen die Unbill der Bitterna geschüttelt wurde. Dann rief Erzellenz an: „Stand 6!“ Erzellenz nicht befriedigt: der Stand hatte sich gemeldet. Dann that der Kommandirende die denkwürdige Frage: „Regnet's da auch?“

Pflichtig wurde Erzellenz ganz roth im Gesicht, einen Augenblick kämpften Zorn und Lachen in seinen Zügen, dann brach er in ein schallendes Gelächter aus und sagte: „Verfluchter Kerl, aber recht hat er!“ Und er ging lachend zum Pferde zurück, um sich weiter vom hohen Kopf die Schierelei zu besehen. Die Kritiken fielen milde, sehr milde aus, Erzellenz war mit dem Können des Regiments durchaus zufrieden. Der Oberst strahlte. Dann wandte sich Erzellenz an Oberst von Senheim. „Sagen Sie, mein lieber Senheim“ — das Gesicht des Obersten strahlte bei dieser Anrede noch viel mehr — „welcher Kanonier ist im Stand 4 am Telefon?“ Der Adjutant sah in sein Notizbuch. „Kanonier Rutschke, zweite Batterie.“ „So, so, dann geben Sie ihm, bitte, mal diesen Thaler von mir und sagen Sie ihm, die Unterredung heute früh hätte mir viel Freude gemacht.“ Dann ritt Erzellenz, huldvoll grüßend, nach der Generalsbarade. Der Oberst wandte sich an Hauptmann v. Welenburg, den Chef der zweiten Batterie. „Herr Hauptmann, der Kanonier Rutschke ist zu befördern; ich freue mich zu hören, daß Sie so tüchtige Leute in Ihrer Batterie haben. Ich werde dem Kanonier selbst seine Beförderung mittheilen. Hoflers, Sie holen mir den Rutschke sofort in das Regimentsgeschäftszimmer.“ Nach kurzer Zeit traf Kanonier Rutschke schweißtriefend dort ein, ihm folgte Hoflers, sich mühsam das Lachen verbeihernd. „Hier haben Sie einen Thaler, mein Sohn, den ich Ihnen im Auftrag seiner Erzellenz übergebe. Seine Erzellenz haben sich sehr über Ihre schlagfertigen Antworten gefreut; ich befördere Sie deswegen auch zum Gefreiten, denn ich liebe tüchtige, frische Soldaten. Nun saßen Sie aber kloß, was haben Sie denn eigentlich seiner Erzellenz geantwortet?“ „Herr Oberst“, erwiderte der Kanonier, „wie mich Erzellenz fragten: Regnet's da auch? — da dachte ich, es wäre der Müller von meiner Batterie aus Stand 3, und der wollte sich bloß einen Wis machen. Aber ich habe nicht gewußt, daß Seine Erzellenz am Telefon waren, und da habe ich gefaßt: Na, denkst Du Dabie denn, bei uns scheint die Sonne?“

Unter Freundinnen. „Ich habe mich gestern mit dem Affessor Hurlig verlobt und heute wird er mir den Verlobungsring bringen.“ „Ach so, deshalb hat er ihn von mir heute zurückverlangt.“

Vostast. Hausfrau (zu ihrem Dienstmädchen, welches die Fensterscheiben schlecht gereinigt hat): „Eine schöne Tugend haben Sie gewiß, Anna. Ich habe noch kein Mädchen gehabt, das so wenig püßlich gewesen wäre, wie Sie.“

Ont gefaßt. Frau: „So 'ne Gans hat doch ein zu dummes Gesicht.“ Händler: „Ja, ja — stübrt hänt se freilich nich — se hänt nix lieht as freten, supen un fett war'n un dat is naug für e Gans — manche Minschen können oof nich mihr.“

Sie böse Zahl. „Haben Sie die neuen Röde auch ganz genau kalkulirt?“ Proturist: „Ja, ich denke, für 13 Dollars können wir sie gut geben.“ Prinzipal: „Dann wollen wir sie mit 14 Dollars auszeichnen; die Zahl 13 liebt die Kundschaft nicht!“

Im Landwirthshaus. „Was können Sie uns denn zu essen geben, Frau Wirthin?“ „Oh, mir hab'n alles, was S' wünsch'n. S' brauchen nur anzuschaffen... Also, warten S', da haben mir jerscht an Rindbraten, aber der ist no net 'braten... Na, und dann hab'n mir sauren Al, der is wieder no net seuer... Na, und frischer Al — der is net mehr ganz frisch... Mächt'n S' vielleicht gern a Butterbrod, wann mir a Butter haben thäten?“

Ein Schwabenfreich. Ausrufer (in einem wüstembergischen Städtchen): „Die Rekruten, welche zum nächsten Zuge müssen, sind am Rathhause angekommen.“

Variante. „Was hast Du diesmal von Deinem Onkel zum Geburtstag bekommen?“ „Diese Pneumatik und einen Hund.“ „Er unterstützt Dich also mit Rad und Draht?“

Protest. (Chef zum Praktikanten): „Du Schlingel, willst nicht aufstehen? Merke Dir: Karl der Große schlief nur drei Stunden täglich!“ Praktikant: „Na, bin ich Karl der Große?“ Eine gute Eigenschaft. „Sag' mal, Diti, wie kommst Du nur zu dem Bräutigam, er ist weder schön noch geistreich, noch reich, was gefällt Dir denn so an ihm?“ „Daß er mich heirathet!“

Recht hat er. Sonntagsjäger (zum Treiber, den er angepöffen hat und der furchtbar schimpft): „Aber Mensch, nehmen Sie doch Vernunft an!“ Treiber: „Nein, nur Schmerzengeld!“

Schlagfertia. „Seit ich Sie kenne, reizende Elvira, habe ich kein Verlangen nach einem Orden mehr. Sie sind mein Stern!“

Gemüthlich. Tourist (zum Wirth): „Na, hören Sie, zu dem Schnitzel hat Ihnen der Fleischhauer elendes Fleisch geschickt!“ Wirth: „Seh'n Sie, da sind wir beide hineingefallen!“

Die Hauptache. „Es wird doch kaum angehen, daß wir die Frau Inspektor in unser Kaffeekränzchen aufnehmen. Die Frau soll doch früher einmal Dienstmädchen gewesen sein.“ „Aber, warum denn nicht? Denken Sie nur, was die erzählen kann.“

Selbstbewußt. Fräulein: „Sagen Sie mal, Marianne, glauben Sie, daß der Herr Referendar nicht bald um meine Hand anhalten wird?“ Köchin: „Na, da seien Sie nur ganz unbesorgt, anädiges Fräulein, ich habe schon ganze andere Partien zusammengetocht.“

Beleidiung oder nicht? Herr (zu einem Andern): „Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen, mein Name ist Berthold Schwarz.“ Der kleine Fritz: „Du, Papa, ist das der Mann, der das Pulver erfunden hat?“

Papa: „Nein, mein Kind, der hat das Pulver nicht erfunden!“

Leichte Pflichten. Dienstherr: „Werken Sie sich — hier geht alles mit militärischer Pünktlichkeit: Um sechs Uhr wird aufgelaufen, um zwölf Uhr gegessen und um zehn Uhr zu Bett gegangen.“ Dienstmädchen (erleichtert): „Na, wenn es weiter nichts zu thun giebt, dann bin ich schon zufrieden.“